



tredition®

www.tredition.de

Die Autorin Lele Frank – sie selbst bezeichnet sich als Schreibwerkerin - wurde 1957 in Bad Kreuznach geboren, ist Bauingenieurin und hat über 35 Jahre in dieser Ellbogen-Branche gearbeitet. Ende 2012 gab sie Beruf und Firma aus persönlichen und gesundheitlichen (ausgebrannt) Gründen auf. Nach dem Ende einer dramatischen Beziehung entdeckte sie die Liebe und Leidenschaft Bücher zu schreiben. Mit ihrem ersten Buch „Tanz der Optimisten“, welches eigentlich nur einen therapeutischen Zweck erfüllen sollte, hat sie sich ins Leben zurückgeschrieben. Sie lebt an der Ostsee und bezeichnet ihre jetzige Tätigkeit als:

***„Das Leben genießen.“***



## ***Prolog:***

In der schönen neuen Welt- in dieser Zeit von Globalisierung, Digitalisierung, Vernetzung und mit heutiger Transparenz, ist es leicht möglich, aus den Augen verlorenes wiederzufinden, vorausgesetzt man ist noch am Leben und nicht in den Urwald umgezogen, wo es mit dem Funknetz schlecht aussieht. Dank Facebook und Co., Dank digitalisierter Zeitungsartikel, die dem Netz nicht verlorengehen, hat er mich schließlich - mit Hilfe seiner bezaubernden Tochter - aufgespürt, in meiner kleinen, stillen, zurückgezogenen, selbsterwählten Diaspora... hier oben auf der Nordwest-Ecke, wo der Wind sich bricht und ständig seine launische Richtung verändert. Hier oben, wo niemand mich stören kann wenn ich es nicht will, weil hier oben, auf der windigen Nordwest-Ecke, meine kleine Welt noch in Ordnung ist, solange ich nicht nach irgendwelchen Tellerrändern strebe und mich der heutigen Zeit und den Menschen ausliefere. Das Telefon wurde dann zum Kuppler.

Um ehrlich zu sein, hatte ich damit nicht mehr gerechnet, weil die Möglichkeit, dass er längst verstorben sein könnte, durchaus bestand. Seit 2006, kurz bevor er ins Kittchen musste, hatten wir den Kontakt abgebrochen. Damals war nämlich noch eine kleine unangenehme Rechnung zwischen uns offen, die es zu verdauen galt. Aus diesem Grunde fiel mir das abrupte Ende eines wahrhaft langjährigen befreundet seins damals leicht. Wütend war ich auf ihn, diesen Maulhelden mit den absurden und großspurigen Utopie-Versprechungen. Wirklich grollend wütend. Doch als feststand, dass er nun tatsächlich hinter

Gittern verschwunden wäre, packte mich das große Mitleid und ich schrieb einen Brief dorthin, wo er mir zuvor gesagt hatte, dass er dort die nächsten Jahre sein ganz persönliches dahinvegetieren vollziehen müsse. Vielleicht kommt der Begriff „Justizvollzugsanstalt“ aus einer ähnlichen- einer lange zurückliegenden Sichtweise derartiger Dinge. Leider war es das falsche Gefängnis das er mir zu voreilig mitgeteilt hatte. Das Schicksal unserer Trennung nahm seinen Lauf. Nicht der „Hohenasperg“, nein, denn dort war lediglich das berühmte Justizvollzugskrankenhaus Hohenasperg und kein Kittchen. Tatsächlich landete er in Singen im SingSing. Was für ein Hohn an hämischer Wortspielerei.

Es wäre keine Seltenheit, dass der Verlust von Freiheit, Vermögen und Reputation so viel Wucht besäße, ein Leben vorzeitig zu beenden, zumal er nicht nur an Diabetes litt, sondern damals, in dieser Zeit als man ihn wegspernte, schon über siebenzig Jahre stramm gelebtes Leben auf dem Buckel hatte. Zäh und willensstark war er schon immer, erinnerte ich mich, als ich nach so vielen Jahren wieder seine Stimme hörte... am anderen Ende dieser wirklich überraschenden Verbindung, die offensichtlich etwas mit uns vorhatte. Schon nach den ersten, unbeholfenen Sätzen die er undeutlich sprach, weil seine Stimme von Tränen erstickt klang, spürte ich diese seltsame Schwingung die mir ein gewisses Unbehagen bescherte. Da lauerte ein Auftrag in der Atmosphäre, im Universum, mit dem ich nie im Leben gerechnet hätte. Und es war mir klar, dass ich dazu innerlich bereits eingewilligt hatte, bevor dieser Auf-

trag sich überhaupt erst deutlich zeigen würde, selbst wenn mein Unbehagen immer noch wuchs und mich davor warnte, vorschnell meine Eingebung von der Leine zu lassen. Mit meinem wachsenden Unbehagen wurde diese innere Stimme immer lauter und lauter, bis ich mich kaum noch denken hörte. Mir wurde schlagartig klar, dass das, was mir- was *uns* aufgetragen wurde, von einiger Bedeutsamkeit sein würde, weil man es nicht vergessen dürfte, was ein Leben überhaupt bedeuten konnte, wenn man den Auftrag hatte es zu Ende zu bringen... dieses Leben. Selbst dann, wenn man temporär keinerlei Sinn mehr darin sieht... in diesem Leben. Dass er so nicht hatte leben wollen war mir immer bewusst. Schon damals, als sich die Ereignisse plötzlich überschlugen, und als alles so völlig aus dem Ruder lief, durchschaute ich ihn.

Hätte er nicht eine unfassbar tiefe Liebe zu seiner Frau und seiner wunderschönen Tochter, und seinen beiden prächtigen- längst erwachsenen Söhnen verspürt, dann wäre ihm sein Tod schon sehr gelegen gekommen, um seinem eigenen Versagen zu entfliehen. Darüber gab es nicht die geringsten Zweifel. Allerdings war das so eine Sache mit dem Sterben. Den Tod kann man nicht ordern, wie man es gerade will oder wie einem der Sinn danach steht. Sich kurz und mal eben schnurstracks, möglichst unbemerkt, vom Acker zu machen, erfordert ein gerüttelt Maß an tapferem Mut und heftiger Überwindung. Der Tod ist keine Versandhausware, online bestellbar und Versandkostenfrei bis an die Venen geliefert. Jedermann und Jederfrau muss, ausnahmslos, geduldig darauf warten bis man - er oder sie - an die ersehnte oder

gefürchtete Reihe kommt, wenn man nicht selbst handanlegen kann, weil der Mut dich letztendlich doch feige verlässt, oder, man vielleicht *die* Sünde fürchtet, die man dich in der Kindheit gelehrt hat.

Und dann das! Und dann dieser unerwartete Anruf nach erfolgreicher Recherche seinerseits, mich aufzuspüren, weil ihn entweder die Sehnsucht oder – was ich damals viel eher vermutete, die blanke Neugierde gepackt hatte, was wohl aus mir geworden sei. Die Überraschung lag dennoch ganz auf meiner Seite, weil – wie schon gesagt, ich dachte er sei längst gestorben. Unfassbar, was er mir ohne zu zögern mit tränenerstickter Stimme gleich eingangs erzählte, ohne überhaupt das Ritual einer ordentlichen Begrüßung einzuhalten. Nachdem mehr als vierzehn Jahre Kontaktpause zurücklagen, hatte er es eilig. Mein, an sich begabter, hellwacher und analytisch neugieriger Verstand wollte nicht glauben was meine Ohren, die ich meinem aufgeregten Verstand großzügig zur Verfügung stelle, um Informationen einzuholen, in diesen Minuten ertragen mussten. Zu gerne hätte ich ganz laut gerufen, dass er doch schamlos lügt und das alles gar nicht stimmen kann; niemals stimmen könnte, weil es einfach nicht sein kann, weil es verdammt nochmal einfach nicht sein kann. Die Tränen, die er vergoss, hießen mich zu schweigen und zu glauben. Ich musste es, als reine Wahrheit hinnehmen und zusehen, wie ich nun damit zurechtkommen würde, auch wenn ich es nicht verstehen konnte was geschehen war. Mein Glaube an Gott, war für Minuten in einem dunklen Loch verschwunden und wand sich dort wie ein zertretener

Wurm in erstickendem, zähem Dreck. Das musste doch ein böser, schlechter, ziemlich geschmackloser Witz sein, versuchte ich dem Gehörten sinnlos zu trotzen. Es war so ungerecht, dieses schäbige kleine Leben. So verdammt ungerecht.

Schweigend hörte ich ihm weiter zu und ahnte- nein wusste, was zu tun ist... Es würde ein gemeinschaftliches Unterfangen, denn ohne ihn würde es nicht gehen diesem Auftrag Worte zuzuordnen die auch von anderen Menschen verstanden würden. So formte sich die anfängliche Schwingung zu einem Gesicht in Form einer langen Erzählung die ans Licht kommen wollte, und die Erinnerungen in sich barg, von denen sonst niemals jemand anderer erfahren hätte: Ich sollte es aufschreiben. Ich sollte es unbedingt aufschreiben, das Leben dieses lebenswerten Sträflings Gottlieb R. aus Bessarabien. Ich sollte ihn aufschreiben, seinen langen Weg von Bessarabien bis SingSing.

Lele Frank

## **Es war an einem halben Tag**

Biographie im Dialog erzählt

**© 2018 Lele Frank**

**Umschlaggestaltung: © Lele Frank**

**Umschlagfotos: Aus dem Archiv des  
Bessarabiendeutschen Vereins Stuttgart.**

**Heritage Museum of Germans from Bessara-  
bia**

**Verlag: tredition GmbH, Hamburg**

Paperback    ISBN   978-3-7497-4219-6

Hardcover    ISBN   978-3-7497-4220-2

e-Book        ISBN   978-3-7497-4221-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



Nimm Dein inneres Kind  
aus Dir heraus.  
Setze es auf Deine Knie und betrachte es.  
Schenke ihm eine Umarmung,  
um es zu trösten.  
Du wirst sehen...  
deine Traumata werden  
dich verlassen.

**Unbekannter Philosoph**

## Die erste Begegnung

„Soweit hinauf reichen meine Augen nicht mehr“, sagte der alte Mann neben mir auf der Parkbank, die wir uns zum Plaudern ausgesucht hatten. Er blickte mit seinen hellgrauen Augen hinauf zu einem bunten Banner, welches ganz sachte in einer lauen Briesse hin- und herschaukelte.

Es war alles so ganz anders gekommen, als vor ein paar Wochen am Telefon geplant. Vermutlich saß unser Schöpfer dort oben auf seinem himmlischen Designersessel und rieb sich seine manikürten Hände, weil er wieder einmal alles an - von Menschen geplanten - Unternehmungen, erfolgreich durcheinandergewirbelt hatte. Aus einem gemütlichen halben Tag, den ich für unsere Begegnung, nach so vielen Jahren Pause eingeplant hatte, war leider nichts geworden. Nur zwei Tage vorher, schickte seine hübsche Tochter mir eine SMS, der ich entnehmen konnte, dass der alte Schurke - so nenne ich ihn bis heute liebevoll - mit Herzproblemen in die Klinik gekommen sei. Es ginge ihm aber gut, schrieb sie, und besuchen könnte ich ihn selbstverständlich auch.

Und so saßen wir nun in dem kleinen Park der zur Klinik gehörte und blinzelten gemeinsam in die früh mittägliche, brüllend heiße Augustsonne.

Die Tränen des ersten Augenblicks waren getrocknet aber nicht gelöscht. Sie würden für immer unauslöschlich bleiben, wusste ich in diesem Moment. Zu viel war geschehen in der Zwischenzeit, zu viel.

Ginge es ihm, diesem alten Mann an meiner Seite, ähnlich wie mir, dann hätte er vermutlich auch ein

leicht schmerzhaftes Drücken in der vorderen Halsgegend. So, wie vor einer gefürchteten Klausur auf die man sich schlecht vorbereitet hatte.

Als ich meine Augen schloss, und nur seiner immer noch festen Stimme lauschte, erschien es mir unvorstellbar, dass er schon zweiundachtzig Jahre auf dem Buckel haben sollte. Und als ich meine Augen weiterhin verschlossen hielt, musste ich mit den Tränen kämpfen, weil Erinnerungen an alte Zeiten mich zu necken begannen. Öffnete ich meine Augen wieder, blendete mich die Sonne und ich musste erneut gegen Tränen ankämpfen. Oder waren es doch die Erinnerungen die sich zwischen uns hinsetzten und uns, ihn und mich, berührten? Alte, schöne und nicht sehr schöne Zeiten, die mich mit dem traurigen, alten Mann neben mir, in Eintracht auf der Parkbank sitzend, unausweichlich fest verbanden, blieben mit uns gemeinsam in der Sonne sitzen und genossen die Wärme des frühen Nachmittags dieses halben Tages.

Der alte Mann neben mir auf der Parkbank, dachte ich still, ist heute ein verurteilter Ex-Sträfling, weil er so dumm und leichtsinnig gewesen war nach den Sternen zu greifen. Ein Lohengrin wollte er sein, ein ritterlicher Held. Zugegeben: er ist ein ziemlich lebenswerter Sträfling, der allerdings seine besten Tage längst schon gesehen hatte, und an manchen Tagen, vermutlich sogar sterben will. Primär, ist er aber ein Mensch aus Fleisch und Blut und Herz und Seele. Ein Mensch mit ziemlich klaren Facetten, aus denen er selbst noch nie ein Hehl gemacht hatte. Bis heute nicht. Ein Mensch mit einem Herzen so groß wie ein Bahnhof. Singulär, und mit einer üppigen

Portion viralem Charme ausgestattet, versteht er bis heute seine Mitmenschen sowohl zu faszinieren, oder aber in die Flucht zu schlagen. Wen er liebt, den will er für immer und ewig beschützen und behüten. Wen er liebt, für denjenigen würde er alles tun. Selbst dann wenn es ihm selbst schaden könnte, wie er wahrhaft oft genug nachhaltig bewiesen hatte. Hier und da gab es Momente, in denen hätte man ihm gesunden Menschenverstand und Logik absprechen mögen. Immer dann, wenn er die Kontrolle über seine leicht entzündbaren Emotionen verlor, wurde er ziemlich unsachlich und tötete alles und jeden der ihm in die Quere kam mit Worten, aber niemals mit Taten. War diese Aufregung wieder überwunden, schälte sich erneut ein ausgesprochen liebenswerter Kerl ans trübe oder strahlende Tageslicht. Seine laute und polterige Art, dieses aufbrausende krakelige Wesen seiner ungewöhnlichen- oft grell leuchtenden Charakterfarbe, begleitet von seiner schnörkellosen Syntax, war weiß Gott nicht jedermanns sensibler Geschmack. Gehörte man zu Familie der „Rührmichnichtan“, suchte man am besten schnell das Weite. Wer ihn nicht wirklich richtig gut kannte, hätte ihn vermutlich für einen hoffnungslosen und unverbesserlichen Schreihals und Kolleriger gehalten, der sein loses und lautes Mundwerk nicht im Griff hatte. Wer ihn kannte... wirklich kannte, wusste das dieser laute, polterig ruppige Mensch nur hilflos nach Gerechtigkeit und Anerkennung rief, wenn auch auf eine sehr subtile Art und Weise. Dass er in irgendeiner Form zimperlich gewesen wäre, würde man ihm jedenfalls eines Tages nicht auf seinen Grabstein schreiben können.

Wie hilflos musste er sich wohl gefühlt haben, als ihm das Schicksal diese Würde nahm und er versagen *musste*, weil seine Macht, einen geliebten Menschen vor dem Tod zu beschützen, genau an dieser Stelle zu Ende gewesen war. Tatenlos, musste er dabei zusehen, wie ihm jeglicher Sinn des Lebens durch die Finger geglitten war. Zu glauben, er könne übers Wasser gehen - vermutlich dachte er dabei eher an den Asphaltsee auf Trinidad - bescherte ihm am Ende einen Untergang auf ganzer Linie. Keine Höhen hatte Gottlieb R. je ausgelassen. Nicht eine. Und nun war er dabei die Tiefen des Lebens zu ergründen. Alles, hatte er im Leben gesehen, alles. Alles gewonnen und beinahe alles wieder verloren.

Ich las ihm das Banner vor, das sich erwartungsvoll und fröhlich tanzend über den schmalen Parkweg spannte. Eine einsame, kleine Böh schien offenbar durch den Klinikpark geeilt zu sein und versteckte sich nun wieder am strahlend blauen Augusthimmel. Auf dem kleinen Banner wurde ein Jubiläum angekündigt. Die Klinik feierte ihre Existenz und ihren Zweck, mit einem kleinen Park Fest, genau an dieser Stelle an der wir saßen und die Wärme genossen. „Fünfzig Jahre sind auch nur ein Wimpernschlag“, sagte Gottlieb R. plötzlich in die laute Stille hinein. Weil ich diese Aussage nicht zu werten wusste, schwieg ich und wartete ab. Gleich, dachte ich, gleich würde er weiterreden und sich für seine Empfindungen oder Erinnerungen hoffentlich öffnen. Man sah ihm an wie er sinnierte und grübelte. Ich, sah es ihm an. Wir kannten uns zu lange, als dass mir irgendetwas entging. Er rieb sich seine adrigen Handrücken,

als streichelte er einen, für andere unsichtbaren Schmerz. Er blickte mit seinen grauwässrigen Augen irgendwo ins Nirgendwo des Augenblicks. Ich ließ ihn in Ruhe zu sich kommen, weil Schmerz es verdiente gespürt zu werden.

„Damals“, sagte er von ganz weit her, „damals wusste ich noch nicht was Glück bedeutet. Damals stellte sich die Frage nach Glück nicht, weil es uns allen, trotz schwerer körperlicher Arbeit, gut ging. Es ging uns gut“, setzte er nach, um seiner Aussage mehr Gewicht zu verschaffen. Noch wusste ich nicht wovon er sprach, aber das war auch nicht wichtig. Wichtig war nur, dass wir hier saßen und innerlich ein unverhofftes Widersehen feierten, wenngleich die Umstände nicht sehr erfreulich waren. Seine Worte schwebten waagrecht vor meinem Gesicht und ließen mich auf mehr davon hoffen. Die Neugierde hieß mich unbedingt weiter zu schweigen und geduldig abzuwarten was kommen würde. Seine plötzliche Abwesenheit war spürbar bis in letzte Ecke des kleinen Parks vor der Klinik, in der er morgenfrüh operiert werden sollte. Sein Herz brauchte ein dringendes Facelifting, um wieder mit ihm selbst schritthalten zu können, erklärte mir Gottlieb R. während der Begrüßung. „Einen Austauschmotor“, frotzelte er gespielt fröhlich während unserer tränenreichen, nicht enden wollenden Umarmung, in seinem typisch grauschwarz morbiden Humor, „einen Austauschmotor, wolle man ihm, aus knausrigen Kostengründen leider nicht spendieren.“ Als er das sagte, schoss es mir eiskalt durch die Glieder. Damit... mit diesen spaßig gemeinten Worten erinnerte er mich ungewollt daran, dass ich augenblicklich vor einem ver-

mögenslosen- in finanzielle Abhängigkeit geratenen Sozialhilfeempfänger stand, den ich vor einigen Jahren erst, als halbwegs erfolgreichen Unternehmer zum letzten Mal gesehen hatte, bevor das Schicksal und die Launen des Lebens uns auseinanderspülte. Noch bevor er ins Gefängnis musste, liefen seine Geschäfte auskömmlich, wenn auch nicht üppig. Immerhin konnte er damit seine Familie ernähren und seiner geliebten Frau ein Hobby ermöglichen, glaubte ich. Und heute...? Hier in der Sonne, in diesem kleinen Park sitzend? Nicht nur in menschlicher Hinsicht stand er vor dem Nichts, mal abgesehen von seinen Kindern und Enkelkindern, die er über alles liebte. Kinder die, bis auf seine Tochter, selbst schon Familien hatten und Väter waren, gaben ihm jenen lebenswichtigen Halt den er brauchte, um nicht allem ein Ende zu setzen, weil der Sinn seines Lebens immer knapper wurde. Gottlieb R. war schon immer ein Familienmensch. Seine Familie hob er bis in den Himmel hinein. Aber in allen übrigen Lebensbereichen sah es mau aus. Noch bevor die Justizvollzugsanstalt ihre Tore öffnete, war seine Firma, welche zu allem Elend auch noch auf den Namen seiner Frau lief, schon längst bis auf die Knochen bankrott. Einem finanziellen Bankrott folgt immer der menschliche Bankrott, der im Grunde der verheerendere von beiden war. Freunde, die zuvor gerne am üppig gedeckten Tisch platznahmen, übten sich von da an in der Kunst des sich unsichtbar Machens. Das Telefon wurde still und stiller. Außer seinen Anwälten, einem treuen und langjährigen Freund namens Peter und meiner Wenigkeit, wurde es Zusehens ruhig, um die gescheiterte Familie R. mit ihm als Kapitän.

„Du musst dir das mal so vorstellen“, redete Gottlieb R. mehr zu sich selbst, als zu mir. Er riss mich mit diesen Worten aus meinen düsteren Gedanken.

„Es gab in unserem Dorf nur eine einzige Straße. Sie hatte zwei Namen, diese Straße. Links von der kleinen evangelischen Kirche hieß sie Obergasse, in der anderen Richtung hieß sie Untergasse. Und befestigt war sie auch nicht. Sie war aus Lehm und festgebackenem Keuper Boden. Festgefahren von unzähligen Fahrten weniger Pferdefuhrwerke, die täglich auf die Äcker hinaus fuhren, um die Vier-Felder-Wirtschaft am Laufen zu halten. Stolze anderthalb Kilometer war sie lang, diese Straße, an die ich mich noch ganz gut erinnern kann. Rüben, Gerste, Mais und Hafer wurden auf ihr hin- und her gekarrt. Höfe links, Höfe rechts. Alle gleich aussehend, weil es Katharina so wollte. Es sollte keinen Neid geben unter den kommerziellen Bauernfamilien, keine Petitesse die einen Gemeinschaftsbetrieb wie die Molkerei schnell ins Wanken gebracht hätten. Nach Möglichkeit sollten alle Bürger im gleichen- im gerechten Status leben und arbeiten. Nur dort, wo es um Leben ging - in der Haltung von Pferden, Kühen, Schweinen und Hühnern, da gab es natürlich Differenzen in der jeweiligen Anzahl. Geschick, Glück und der Herrgott bestimmte darüber, wie reich gesegnet ein Viehstall im Vierseitenhof bestückt war. Auf den Viehdoktor im eigenen Stall verzichtete jeder gerne. Zum Saufen in der Stube war er uns dann willkommen, der Viehdoktor. Er war, wenn ich mich richtig erinnere, ein Freund meines Vaters, der übrigens Bürgermeister der kleinen Gemeinde Friedenstal gewesen war. Vaters Amt war Mutters ganzer Stolz.“



Gottlieb R. rutschte ganz nach hinten und lehnte seinen Rücken an die Lehne der kleinen Bank. Dass er es aufgab an der Kante sitzend zu balancieren, signalisierte mir, dass er begann sich zu entspannen.

„Womöglich kommt es aus jener lange zurückliegenden Zeit, dass ich dachte ich könnte übers Wasser laufen. Damals brauchte ich keine Großmannsphantasien zu spinnen“, sagte er, „damals waren wir wer, wir bessarabischen Landwirte.“

### **Quelle: Wikipedia**

*Die Bessarabiendeutschen sind eine deutsche Volksgruppe, die zwischen 1814 und 1940 in Bessarabien (jetzt unter der Republik Moldau und Ukraine aufgeteilt) lebte, heute jedoch bis auf wenige Einzelpersonen dort nicht mehr vertreten ist. Sie wanderten in einer Größenordnung von etwa 9000 Personen zwischen 1814 und 1842 aus Baden, Württemberg, dem Elsass, Bayern und heute zu Polen gehörenden Teilen Preußens nach Bessarabien ein. Das Gebiet am Schwarzen Meer war damals als Neurussland Teil des Russischen Kaiserreiches, später wurde es zum Gouvernement Bessarabien.*

*In ihrer 125-jährigen Geschichte waren die Bessarabiendeutschen eine nahezu rein bäuerliche Bevölkerung. Sie waren mit drei Prozent Bevölkerungsanteil zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Minderheit. Gedeckt von dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 wurde Bessarabien im Sommer 1940 von der Sowjetunion militärisch besetzt. Ende 1940 folgten die Bessarabiendeutschen mit rund 93.000 Personen nahezu vollständig dem Aufruf zur Umsiedlung ins Deutsche Reich unter dem Motto: Heim ins Reich.*

Währenddessen geschah in einer, von Bessarabien fernen, parallelen Welt Unglaubliches:

1937 hatte Hitler mit seiner abgesegneten Expansion begonnen, während man in Prag noch öffentlich die Promiskuität feierte. Kokain gehörte zum täglichen Speiseplan der niederträchtig, verkommenen Bourgeoise. Champagner in nicht mehr messbaren Mengen ertränkten ausschweifend die noch unbekannten Probleme des Sudetenlandes. Niemand glaubte wirklich an einen Krieg. Niemand verschwendete einen einzigen Gedanken daran, ob man diesen umstrittenen Landstreifen autonom werden lassen sollte oder nicht. Es wurde gelebt als gäbe es keine Zukunft, kein Morgen. Dennoch wurde zwischen Kellerkämpfen und Hurerei Politik gemacht. Insider woben Ihre Netzwerke und schlossen sich hinter verschlossenen Türen zusammen. Kritiker, Pessimisten und Anhänger einer ersehnten Autonomie gleichermaßen, saßen an einem langen Tisch und aßen gemeinsam aus einer goldenen Schüssel. Noch... noch begnügte man sich damit, einzig Nazideutschland lediglich lapidar nur als besonders aggressiv zu titulieren. Aber an einen Handel, eine Zerstörung in nennenswertem Ausmaß...

Ein Opfer dieses Ausmaßes, das hielt man in der feinen, feiernden, Drogen und Champagner konsumierenden Gesellschaft für absolut undenkbar.

Frankreich und England gaben mit Freude Ihre Zustimmung zum geplanten Opfer, solange es sie selbst nicht traf.

Aufkommend schlechte Gedanken und Zweifel, in dem ein- oder anderen sinnierenden Kopf, wurden von Sigmund Freuds modernem Gedankengut erfolg-

los therapiert, während das Gewissen Verantwortlicher erste Ansätze zur Hornhautbildung erkennen ließ. Ein Vorteil ist näher an der Seele als Schuld; eine altbekannte Weisheit. Wahrheiten entgegenzublicken wurde zusehends unpopulärer. Jener bittere Beigeschmack vom Erkennen damaliger Realitäten, zusammen mit ihrer ungeschminkten Wahrheit, vertrug sich nicht harmonisch mit teurer, perlender Brause aus dicken, grünen, kostbaren Flaschen.

Hinter vorgehaltener Hand gab es ein neues Wort...: Mobilmachung!

Heckler und Koch Handfeuerwaffen, hoch in Mode, eigneten sich hervorragend für eine Unterschrift.

Um Gottlieb R. - unbeholfen wie ich in solchen Momenten leider jedes Mal bin – in seiner heraufsteigenden Wehmütigkeit zu trösten, legte ich meine Hand auf die seine. Sie zitterte. Doch an Stelle eines Trostes löste meine sachte Berührung eine unerwartete Reaktion in ihm aus. Seine Schultern sackten zusammen und seine Augen blickten nicht mehr länger in Richtung des Banners oder in die Ferne des vorher besehenen Nichts, sondern fixiert auf einen einzelnen weißlich schimmernden Kieselstein, der, weißer als alle anderen Steine auf diesem Weg, friedlich vor uns auf dem Boden lag. Man konnte spüren wie Gottlieb R. noch weiter vom Hier und Jetzt abrückte und in seiner Vergangenheit Platz nahm. Wie gut, dachte ich so bei mir, dass wir vorhin so nachsichtig gewesen waren, uns am Krankenhaus-Kiosk mit Kaffee und Wasser eingedeckt zu haben. Das würde ein langer halber Tag, ahnte ich. Wenn die Seele erst einmal zu tanzen begann, spielte die Zeit,

um die Seele herum, keine nennenswerte Rolle mehr. Sie verlor drastisch an Gewicht und Bedeutung... die Zeit. Wenn eine Seele nach erlösender Reinigung ruft, dann wird die Welt und alle anderen Menschen zur Nebensache; ich wurde zur Nebensache, was mich jedoch nicht im Geringsten kränkte. Sollte er doch in Gedanken wie eine Jesusechse über die Gewässer seiner Vergangenheit wandern, zumal er erstmals, seit ich ihn kannte, seine Welt, seine Galaxie - bestehend aus seiner ständig auftoupierten Euphorie, zu verlassen schien, um sich einer echten Realität zuzuwenden. Hier bahnte sich eine Primäre an. Man durfte gespannt sein. Ich würde ihm gerne zuhören und im Geiste alles notieren.